

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 24

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM



JEANNE RENAUD

6. Fortsetzung

«Das hat man mir schon oft gesagt», antwortete Honegger, «also scheint es wahr zu sein. Und was die Korruption im allgemeinen anbetrifft, auch bei uns wird sich noch manches herausstellen. Das ist nach Kriegen nicht zu vermeiden.»

Jetzt war der andere vollends empört. «Korruption, bei uns? Ausgeschlossen! Damit brauste er böse davon.

Es gelang Honegger, den Redaktor einer grösseren Zeitung, der oftmals seine Artikel — wenn auch mit leichten Streichungen — veröffentlichte, zum Freund zu gewinnen. Halbe Nächte verbrachten sie mit erfrischenden Diskussionen.

Sie waren sich darüber einig, dass auch sie noch gebunden waren, dass sie noch keineswegs die ganze Wahrheit erobert hatten, sich aber auf dem Wege dazu befanden. Sie waren auch überzeugt, dass es sich lohnte, auf diesem Wege fortzuschreiten.

Diese Freundschaft gab Honegger Kraft. Ueberdies hatte der Redaktor ihm versprochen, ihn «nach draussen» zu schicken, sobald das möglich sein sollte.

Honegger kämpfte auch für die Rückwandererfragen. Er sah, dass die Presse fast ausschliesslich eine recht schlechte Meinung über die Rückgewanderten hegte und dieser auch unumwunden Ausdruck gab. Den Heimkehrern wurde die Existenzgründung und das Fortkommen in der Heimat dadurch ausserordentlich erschwert. Sie wurden samt und sonders als Nazis oder Faschisten verleumdet.*

Honegger begriff, dass hier energisch etwas getan werden müsse, sollten nicht Zehntausende von Menschen, die voller Hoffnung in ihre Heimat geeilt waren, die dieser Heimat draussen gedient und ihr die Treue gehalten hatten, bitter enttäuscht werden. So ging er mit der ihm eigenen Zähigkeit daran, jeden gehässigen Artikel über die Rückwanderer, den er fand, im Blatt der Gegenpartei so scharf wie möglich zu beantworten.

Nach Wochen, die ihm ebenso oft Enttäuschungen wie Erfolge brachten, konnte er deutlich feststellen, dass in der heimatlichen Presse ein Umschwung zu verzeichnen war. Ein Blatt nach dem anderen begann sich für die Heimkehrer zu interessieren und zu erwärmen. Die Parteiblätter warben um die neu hinzugekommenen Wähler, und darüber hinaus wurde dieses Problem dazu benützt, um weidlich gegen den Staat zu Felde zu ziehen.

Honegger sah sich mitsamt seinen guten Absichten plötzlich in einen Grosskampf ver-

wickelt, den er gar nicht beabsichtigt hatte und aus dem er sich nicht einfach wieder zurückziehen vermochte.

Sein Freund, der Redaktor Höhne, nahm das Ganze nicht so tragisch wie Honegger selbst. Er lachte den Freund sogar wegen seiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit aus.

«Im übrigen», verkündete er eines Tages stolz, «hoffe ich, dich in Kürze hinausschicken zu können. Allerdings musst du dir in Bern das Visum verschaffen, Empfehlungen bekommst du von mir.»



SALBEIBORD

Eingeschlummert sind die Grillen,
Ausgesungen hat der Hang —
Alles geht den ruhigstillen,
Ewigen Schritt das Jahr entlang;

Ziehen hin des Sommers Sterne,
Klinget nach der Grillensang,
Ganz sind Erde, Luft und Ferne
Voller Frieden, Duft und Klang.

Schlafet ruhig, schlafet ruhig,
Gräser, Grillen und Salbei,
Dass euch morgen wieder alle
Herrlichkeit gegeben sei.

Karl Adolf Laubscher



Honegger war unbehaglich zumute, wenn er daran dachte, nach Bern gehen zu müssen, um sich jetzt bei den Stellen das Visum zu erbitten, die er oftmals angegriffen hatte. Es half aber nichts, das Visum war diesen Weg, der ihm so schwer fiel, wert.

So fuhr er eines Tages der Bundesstadt entgegen, wenn auch mit etwas bangen Gefühlen. Da sein Freund ihm die Stelle, an die er sich wenden musste, genau bezeichnet hatte, konnte er sich die Mühe ersparen, die zuständige Behörde durch zeitraubende Fragen zu suchen.

Während er nun auf seinem Stuhl im Vorzimmer des betreffenden Beamten sass, um darauf zu warten, dass man ihn vorliess, überlegte er, warum man bei Behörden immer warten müsse. Dieses Warten zermürbte die Nerven und gab dadurch dem Beamten schon von Beginn an einen Vorteil in die Hand. Honegger wusste zwar nicht, wie man das ändern könnte, fand es aber ungerecht.

Endlich bat man ihn herein, und ein jovial aussehender Herr empfing ihn. «Beamte sehen fast immer jovial aus, sind es aber fast

nie», dachte Honegger bei sich, während er auf dem Besucherstuhl Platz nahm.

Es fuhr ihm durch den Kopf, dass die Beamten stets hinter ihrem Schreibtisch sitzen, wie hinter einer Festung, und den armen, sozusagen frei im Raum schwebenden Besucher geringschätzig von oben bis unten zu mustern vermögen.

«Auch dies gehört zu ihrer Taktik, mit der es ihnen möglich ist, den Gegner jederzeit aus dem Felde zu schlagen», dachte Honegger weiter.

Endlich musste er aber auch einmal sprechen und so legte er das Empfehlungsschreiben der Zeitung vor und erklärte, worum es sich handle. Umständlich wurde das Schreiben geprüft.

Honegger blickte währenddessen ein wenig um sich und bemerkte auf einem umfangreichen Aktenstück seinen Namen.

«Aha, ein ganzer Akt ist bereits von mir vorhanden.» Er wusste nicht, ob ihn das mit Stolz oder mit Befremden erfüllen sollte. Er zog es vor, zu lächeln, besonders als er sah, dass aus dem Aktenbündel einige Zeitungsausschnitte hervorsahen. Seine Artikel!

«Warum wollen Sie wieder hinaus?» fragte inzwischen «Bern» in gestrengem Ton.

Honegger stiess es plötzlich, etwas Unerwartetes zu sagen:

«Weil ich draussen die Demokratie verkünden will, als eine Art Wanderprediger, verstehen Sie?»

«Bern» brauchte lange, um sich von diesem Schock zu erholen. Honegger hatte zu ruhig gesprochen, um etwa nicht ernst genommen zu werden. Jedoch gab sich «Bern» noch keineswegs geschlagen, oh nein!

«Ist Ihre Frau eine Ausländerin?» Da war die Frage, die Honegger erwartet hatte.

«Ich bin Witwer. Meine Frau starb an Lungenentzündung, ehe ich ins Gefängnis kam.» Wieder stiess es ihn. «Ihre sterblichen Ueberreste sind deutsch, wenn Sie das meinen.»

«Bern» ergab sich. Die beamtliche Kruste fiel ab, es kam ein Mensch zum Vorschein.

«Lieber Herr Honegger, ich verstehe, dass Sie ein wenig verbittert sind, nun, ich denke, wir sind quitt, Sie haben uns» — er wies auf das Aktenstück — «viel Kummer bereitet. Aber wir wollen doch wie vernünftige Menschen miteinander reden, nicht wahr?»

Honegger war sofort versöhnt und lenkte ein. «Gern», sagte er aufrichtig.

Nun steckten sich beide erst einmal etwas zu rauchen an, und damit war der Bann gebrochen. Plötzlich sass hinter dem Schreibtisch nicht mehr «Bern» und davor, auf dem Besucherstühlchen, nicht mehr der Bittsteller, sondern hier wie dort befand sich ganz einfach ein Mensch, der sich auszusprechen wünschte.

«Ich weiss, dass Sie es nicht leicht haben mit uns, und ich erkenne an, dass für die

* Jahrelang aufgespeicherter Groll gegen das aufgelassene Regime des Nachbarlandes verwandelte sich jetzt in offenen Hass, dessen Opfer die Rückkehrer aus Deutschland in besonderer Masse wurden. Dabei hatten gerade sie durch die Ereignisse am schwersten gelitten, da es die Heimat aus vielerlei Gründen unterlassen hatte, ihre Vermögensrechnung erfolgreich zu wahren.

Heimkehrer viel getan wird. Ausnahmen bestätigen die Regel», machte Honegger den Anfang.

Sein Gegenüber ging sofort auf diesen Ton ein:

«Sie haben uns arg gezaust in Ihren Artikeln», sagte er lachend, «aber Sie haben uns auch manchen Fingerzeig gegeben und manche nützliche Anregung. Die Aufgabe ist gewaltig, Beamte sind schliesslich auch nur Menschen, und die Demokratie arbeitet langsam.»

«Das tut sie», stimmte Honegger bei und lachte auch. «Vielleicht ginge es aber in diesem Falle meines Visums ausnahmsweise etwas schneller?»

«Wir wollen sehen», sagte der andere, und wenn er auch mit dieser Redewendung wieder in den «beamtlichen» Ton zurückfiel, so soll man doch nicht verlangen, dass ein Mensch sogleich aus der Haut herausfährt, die er während dreissig Jahren getragen hat.

Sie schieden jedenfalls als die besten Freunde, und Honegger wusste seine Sache in guten Händen. Ein geplagter Beamter aber konnte einen umfangreichen Akt beiseite legen. «Einer unter Tausenden», dachte er dabei und seufzte.

Honegger fuhr beschwingt nach Hause.

Er hatte sich für diesen Abend mit seinem Freund, Redaktor Höhne und mit Ullmann verabredet. Der Maler brachte überraschend Georg Ritter mit. Sie trafen sich in einer kleinen Weinstube in der Altstadt, in der Ullmann wegen seines herzlichen Wesens bereits gut eingeführt war.

Man bestürmte Honegger mit Fragen, wie es «in Bern» gewesen sei.

«Alles in Ordnung», strahlte der, «ich bin begeisterter Anhänger von Beamten geworden. Ich liebe sie sogar, sie sind prächtige Menschen, die Demokratie ist eine wundervolle Einrichtung und meine Heimat das herrlichste Land der Welt!»

«Du bist ja geradezu hingerissen», meinte Höhne, «man kennt Dich nicht wieder, sozusagen.»

«Es ist ein Jammer», fuhr er, zu Ritter gewandt, fort, «dass Ihr prächtigen Kerle wieder hinaus wollt, Sie und Honegger.

Wenn du nun einen Posten an unserer Zeitung haben könntest, bliebest du dann hier?» forschte er bei seinem Freunde.

«Nein», sagte Honegger fest. «Ich liebe meine Heimat, das weisst du. Aber diese meine Heimat ist keine Insel, sie liegt in Europa. Darum muss ich hinaus in dieses Europa. Der Amerikaner Morgenthau hat gesagt: 'Unser Problem heisst Deutschland.' Wie, glaubst du, heisst unser Problem dann, das deine, das meine?» Es brauchte keine Antwort auf diese Frage.

«Der Kirche wird in ganz Europa in Zukunft eine gewaltige Aufgabe zufallen», warf Ritter ein, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten. Er konnte freilich nicht ahnen, dass er damit Honeggers wundensten Punkt berührte. Dieser fuhr denn auch sogleich auf.

«Die Kirche», sagte er verächtlich. «Die Kirche hat versagt wie noch nie in ihrer Geschichte. Sie hat sich in diesem Kriege selbst das Urteil gesprochen. Wo sind die Priester, die Aebte, die Pfarrer, die auch nur die elementarsten Grundsätze ihres Glaubens öffentlich vertreten hätten? Du sollst nicht töten! Liebet euch unterein-

ander, oder: Was hüfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und lütte doch Schaden an seiner Seele! Wo sind sie? Ich will es euch sagen, nirgends! Im Augenblick eines Krieges werden sie alle zu Nationalisten, zu jämmerlichen Zerrbildern ihrer eigenen Lehren. Da segnen sie die Waffen und die Soldaten, die sie in die Schlacht tragen.»

«Da sprechen sie den Müttern, Töchtern, Bräuten Trost zu, anstatt ihnen entgegenzuschleudern: 'Ihr seid eines Verbrechens mitschuldig, indem Ihr Eure Männer hergebt, um zu morden!'»

Honegger hatte sich ereifert. Die Anderen schwiegen betroffen. Sein Freund Ullmann legte ihm die Hand auf den Arm und wandte begütigend ein:

«Du verallgemeinerst mal wieder schrecklich, Robert! Du vergisst, dass Tausende von Priestern in Europa für ihre Ueberzeugung in den Tod gegangen sind.»

«Ja, ja, ich weiss», lenkte der Freund sogleich ein und fuhr dann ruhiger fort: «Ich gerate jedesmal von neuem in blinden Zorn, erinnert man mich an die Kirchen, die es noch nicht einmal fertig bringen, eine allgemeine Abrüstung zu propagieren. Es scheint, als hätten sie die primitivsten Lehren, auf die sich ihr Glaube stützt, vergessen! Diese Tausende von Priestern, von denen du sprichst, mussten sich opfern, weil sie von ihren Anhängern und ihrer Kirche verlassen wurden. Sie waren die Rufer in der Wüste, die Ausnahmen, die zur Bestätigung dessen dienen, was ich der Kirche vorwerfe!»

Ullmann wandte sich abermals an den Freundeskreis:

«Ein Mensch, wie Honegger wird immer verallgemeinern und zuweilen über das Mass hinaus gehen, wie alle diejenigen, die leidenschaftlicher Hingabe an ihre Ideale fähig sind. Und nun», fügte er hinzu, «schlage ich vor, für den Rest des Abends diese Diskussion zu beenden.» Die Freunde waren einverstanden.

7. Kapitel

Ullmann stand pfeifend vor seiner Staffelei und malte. Es war noch früh am Morgen, da der Maler nicht viel von den Künst-

(Fortsetzung auf Seite 10)



So kamen sie in die Schweiz!

Heim und Heimat - den Heimatlosen

Weiterwandern! Das ist die Hoffnung unserer jungen und noch arbeitsfähigen ältern Flüchtlinge. Durch berufliche Ausbildung, Weiterbildung oder Umschulung werden sie darauf vorbereitet. Berufliches Können verbessert die Chancen der Weiterwanderung, hilft dem Entwurzelten beim Sicheingliedern in fremdem Land, beim harten Kampf um eine neue Existenz.

Weiterwandern — Angst der Alten und Kranken, die nicht mehr die Kraft haben, um sich noch einmal auf den Weg zu machen. Heute brauchen sie sich nicht mehr vor diesem Weg zu fürchten. Ein am 20. März. 1947 in Kraft getretener Bundesratsbeschluss hat die gesetzliche Grundlage dafür geschaffen, dass bestimmte Flüchtlinge, so Greise und Greisinnen, unheilbar Kranke und Gebrechliche, sich dauernd in unserem Land aufhalten dürfen.

Das bedeutet für den Flüchtling Befreiung von einem schweren seelischen Druck.

Das bedeutet, dass die Schweiz ihren

dauerhaften Beitrag zur Linderung der immer noch unübersehbaren europäischen Flüchtlingsnot leisten will.

Das bedeutet für die Flüchtlingshilfe — Arbeit auf Jahre hinaus!

Wahrscheinlich werden Bund und private Hilfswerke die geldlichen Mittel zur Betreuung der alten und kranken Flüchtlinge je zur Hälfte aufzubringen haben. In schöner Gemeinschaftsarbeit sind die Flüchtlingshilfswerke bereits darangegangen, in Gstaad ein *erstes Dauerheim* zu gründen. Etwa sechzig Flüchtlinge verschiedener Konfessionen werden diesen Sommer darin einziehen — auf ihre alten Tage. Aber es leben nicht nur sechzig, sondern einige tausend alte, kranke, gebrechliche Flüchtlinge in unserem Land! Darum heisst es, weitere Alters- und Pflegeheime bereitstellen — Heimstätten für Heimatlose. Gerda Meyer.

Die Schweizerische Zentralstelle für Flüchtlingshilfe sammelt in diesen Tagen. Hilf auch du mit, dass sie weiterhelfen kann.

In Heimen sollen die Alten, Kranken, Gebrechlichen ein dauerndes Zuhause finden



lern hielt, die behaupten, erst mit hereinbrechender Nacht ihre Intuition und sogenannte «geistige Sammlung» zu finden. Er jedenfalls fühlte sich frühmorgens am regsamsten und war jemand, der gleich nach dem Erwachen sein strahlendes Lächeln aufsetzen konnte, das jedermann so sehr für ihn einnahm.

Die ersten Maitage zeigten schon ein sommerliches Gesicht; durch die weitgeöffneten Atelierfenster schien die helle Sonne. Aus der winzigen Küche, die sich neben dem Atelier befand, drang der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee, und man hörte das Rumoren von Honegger, der sich jeden Morgen freundlich scheltend mit der Enge abfand, die in dem kleinen Raum herrschte.

Bald erschien er jedoch selbst mit einem riesigen Tablett, auf dem er ausser einer überdimensionalen geblühten Kaffeekanne aus Steingut einen Berg duftender Brötli balancierte.

«Es riecht nach frischen Brötli!» sang Ullmann, ohne mit Malen einzuhalten.

«Ich habe sie gerö - ö - ö - stet», sang Honegger zurück, dessen Rheuma sich soweit gebessert hatte, dass er bereits ohne Stock zu gehen vermochte.

«Weisst du, Robert», sagte Ullmann lachend, während er an den Frühstückstisch trat, den Honegger inmitten der Sonne aufgebaut hatte, «ich werde nie heiraten; denn so gut wie jetzt bei dir, bekomme ich es nie mehr wieder.»

«So, so. Ich dachte schon, du seiest verliebt.»

Ullmanns Gesicht zeigte ehrliches Erstaunen. «Verliebt, ich, wie kommst du darauf?»

«Weil du so gut malst, als habe eine reizende Muse dich geküsst, mein Sohn!» gab Honegger mit Würde zurück. Ullmann lachte.

«Du irrst dich, mein Lieber. Aber es freut mich, wenn du meinst, dass ich gut vorankomme. Nur solltest du dir abgewöhnen, «mein Sohn» zu mir zu sagen; immerhin bin ich schon dreissig und nur fünf Jahre jünger als du!»

Honegger grinste vergnügt, während er den Kaffee einschenkte.

«Ich glaube, Frau Schneewin hat recht, wenn sie behauptet, der Kaffee schmecke nur aus geblühten Steingutkrügen gut», stellte er tief sinnig fest.

«Du bist äusserst geistreich, so früh am Morgen, Robert.»

Dem heiteren Temperament des Malers war es gelungen, den ersten Honegger in die Atmosphäre seiner Lebensbejahung einzubeziehen. Honegger lebte in der Gegenwart seines Freundes auf, wie eine Zimmerpflanze, die im Frühjahr an die Sonne gestellt wird.

Gleich nach dem Frühstück erschien der Journalist in Hut und Mantel im Atelier.

«Ich gehe jetzt, deine «Vorlage» wird ja auch gleich erscheinen», sagte er ironisch. «Mach' keine Dummheiten.»

«Du bist doch nicht etwa eifersüchtig?» fragte Ullmann neugierig. Honegger trat einen Schritt auf ihn zu und fügte ernster hinzu:

Natürlich nicht. Aber ich gönne dich einfach dieser rothaarigen Natter von einer

Sängerin nicht. Du bist kein Spielzeug für derlei Frauen! Und nun», er seufzte, «gehe ich zu dem grässlichen Redaktor B., um mir wieder eine Absage zu holen. Tschau!»

Als Honegger sich bereits in der Tür befand, rief Ullmann:

«Wiederhole es singend, mein Sohn, auf dass dein Herz fröhlich die Schläge des Schicksals entgegennehme!»

«Ich gehe mir eine Ab - sa - ge ho - len!» sang Honegger gehorsam und grässlich falsch. Dann ging er.

«Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!» stellte Ullmann salbungsvoll fest, während er sich wieder seiner Staffelei zuwandte.

Er trat prüfend zurück und betrachtete das Frauenbildnis, an dem er arbeitete. Es stellte eine vollerblühte, schöne Frau mit rötlichem Haar und lächelnden, wissenden Augen dar. Um die vollen Lippen lag ein Zug, der unangenehm berührte. Ein alizu selbstbewusstes Lächeln verstärkte diesen Eindruck.

Der Maler dachte über seines Freundes Bemerkung nach. Alice war allem Anschein nach ein wenig in ihn verliebt, aber sie war doch verheiratet! Ullmanns sauberer Sinn war noch unverdorben genug, von der Vorstellung auszugehen, dass eine Ehe für gewisse Frauen ein Hinderungsgrund sei, ihren hemmungslosen Wünschen nachzuleben. Ihr Mann sollte ein schrecklich reicher, alter Trottel sein!

Nun ja, sie flirtete halt ein wenig. Ullmann hatte lange genug in Wien gelebt, um das Flirten als etwas Natürliches zu empfinden. Es gehörte sozusagen zum gesellschaftlichen Ton und war zumeist absolut harmlos. Honegger nahm alles so furchtbar ernst! Ullmann pffte schon wieder und hatte bald den kleinen Zwischenfall vergessen.

Der Maler war, als Kind eines Schweizers und einer lebenslustigen blonden Wienerin, in Wien geboren. Aber nicht nur das Temperament seiner Mutter und die Umgebung dieser einzigartig schönen Stadt hatten ihn zu einem wahren Lebenskünstler geformt. Der Ernst und Menschlichkeit seines Vaters, eines Musiklehrers an der Wiener Akademie, hatten ihm eine Lebenshaltung vermittelt, für die er seinem verstorbenen Vater von Herzen dankbar war.

Seine fröhliche und noch junge Mama hatte bald nach dem Tode des Vaters wieder geheiratet. Wiederum einen Schweizer, mit dem sie in Mailand lebte. Der Sohn verübelte es der Mutter keineswegs, dass sie nicht allein geblieben war, wusste er doch nur zu gut, dass seine «kleine Mama», wie er sie zu nennen liebte, das Alleinsein nicht ertrug.

Ullmann hatte sich in Wien überraschend schnell als Porträtmaler durchgesetzt. Er war allerdings ehrlich genug, sich selbst einzugestehen, dass dieser Erfolg nicht nur auf seinem Können, sondern zum grossen Teil auf seinem persönlichen Charme beruhte. Es entsprach seiner Lebenshaltung, sein jetziges Schicksal als eine Prüfung hinzunehmen, die seiner künstlerischen Entwicklung nur von Nutzen sein könne.

Sein Erfolg in der Heimat und vor allem die Einnahmen aus seiner Tätigkeit liessen

sich auch nicht entfernt mit jenen in Wien vergleichen. Doch Ullmann genügte es vorerst, dass er lebte, in der Heimat zu arbeiten und sich recht und schlecht durchzuschlagen vermochte. Als er mit Honegger vor kurzem über die kommende Ausstellung gesprochen hatte, sowie über die Motive, die er für diese und den Wettbewerb wählen wollte, hatte der Freund gemeint:

«Du solltest irgendwo in die Berge fahren können, um Motive für diese Arbeiten zu finden.»

«Ach», hatte Ullmann geantwortet, «dazu brauche ich vorläufig nicht zu reisen. Gibt es nicht genug Anregungen hier in Zürich? Auch die Berge sind in allernächster Nähe. Sogar schöne Frauen, wie du siehst, die mir sitzen. Man muss nicht immer das haben wollen, was gerade unerreichbar ist. Ein wahrer Künstler ist, wer seine Inspirationen auch aus dem Alltag empfängt.»

Das war Ullmann. Ein Künstler, ohne Starralüren, ohne Ambitionen. Ein natürlicher, kluger, liebenswerter Mensch.

Ullmann war so in seine Arbeit vertieft, dass er das Läuten der Türglocke überhörte. Erst, als anhaltend und energisch auf die Glocke gedrückt wurde, lief er eilig hinaus.

«Sie wollen mich wohl heute überhaupt nicht hereinlassen», empfing ihn Frau Alice. Ullmann entschuldigte sich mit aller Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote stand. Und das war nicht wenig, weiss Gott!

Frau Alice Brunner liess sich daher schnell besänftigen. Sie trat neugierig an die Staffelei, um ihr eigenes Bildnis zu bewundern.

«Ich bin begeistert, vollkommen begeistert», wiederholte sie ein ums andere Mal, um dann mit kokettem Augenaufschlag hinzuzufügen:

«Ich glaube sicher, dass mein Mann es kaufen wird, wenn er es auf der Ausstellung sieht.»

Während sie in ihrem Sessel Platz nahm, fielen Ullmann die Worte seines Freundes wieder ein.

«Ich weiss gar nicht, was Honegger hat», dachte er. «Sie ist doch wirklich eine ganz reizende Frau. Ausserdem ist sie im Augenblick meine beste «Kundin» und daher sowieso über jeden Zweifel erhaben.»

Ullmann liebte es nicht, wenn während der Sitzungen gesprochen wurde. Er sagte, es lenke ihn ab. Frau Alice hielt sich allerdings kaum an diese Anweisung. Aus dem einfachen Grunde, weil es ihr unmöglich gewesen wäre, längere Zeit zu schweigen.

«Wir geben in acht Tagen eine Abendgesellschaft», verkündete sie soeben.

«Ich würde mich freuen, wenn Sie kommen würden. Es werden eine Menge Künstler da sein, Theaterleute, Maler, Schriftsteller. Nun?»

Frau Alice Brunner's Gesellschaften waren stadtbekannt. Dies nicht nur wegen der ausgezeichneten Küche und der fast noch besseren Getränke, sondern auch wegen der wahllosen Zusammenstellung der Gästeschar. Immerhin war es für einen jungen Künstler wie Ullmann nicht uninteressant, eine solche Gesellschaft im Brunner'schen Hause zu besuchen.

(Fortsetzung folgt)